

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 104 (1978)
Heft: 12

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

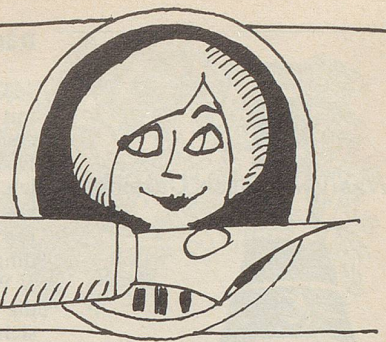
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Eine lebendige Schweizer Tradition

In einer Schweizer Tageszeitung füllen die «Informationen und Meinungen» einer Grossbank eine ganze Wirtschaftsseite. In der rechten oberen Ecke sind zwei kleine Mädchen abgebildet, von denen das grössere mit sichtlichem Vergnügen einen Fünfliber in ein grosses Sparschwein fallen lässt, während das kleinere – ohne Sparschwein – ein wenig traurig daneben sitzt. Diese Photo ist mit folgendem Kommentar versehen:

«Spielerisch steckt Susi einen Fünfliber in ihr Sparsäuli und wird von Monica offensichtlich darum beneidet. Beide Kinder gehören zu den vielen tausend Sparkässelibesitzern in der Schweiz, die schon früh von ihren Eltern zur Sparsamkeit angehalten werden. Sparen ist noch immer eine lebendige Schweizer Tradition von grosser volkswirtschaftlicher Bedeutung.»

Hierzulande hat wirklich fast jedes Kind, und sei es auch noch so klein, sein Sparkässeli, und eben, wir bringen den Kindern das Sparen «spielerisch» bei. Ich bedaure kleine Kinder immer, denen ein Geldstück geschenkt wird; denn nur ganz selten bekommt das Kind zu hören: «Kauf dir damit, was dir Freude macht!», sondern meistens wird die Gabe vom erwachsenen Spender mit dem Satz begleitet: «Hier hast du etwas fürs Sparkässeli», oder aber er fragt das Kind: «Und, was tust du jetzt mit dem Geld?», und es muss mit einem freudigen Augenaufschlag antworten: «Ich lege es ins Kässeli», worauf der Spender befriedigt nickt. Ich bezweifle, ob ein Kind eine derart spontane Sparfreudigkeit an den Tag legt.

In den meisten Fällen wird ihm das Sparen in harter Konsequenz zugleich mit den ersten Schritten im Leben beigebracht.

Ich selbst hatte einen Götti, den ich wenig kannte und der mir mit eiserner Gewohnheit jede Weihnacht einen Bärenmutz (Lebkuchen) und einen Fünfliber zukommen liess. Ich packte das Päckli mit gewohnheitsmässiger Lustlosigkeit aus; der Fünfliber verschwand regelmässig im Schlitz des Sparsäulis. Man konnte das Keramikschweinchen schütteln, dann hörte man darin die Münzen klippeln. Ich kann mich aber nicht erinnern, dass dieses Klippeln bei mir irgendwelche freudigen Gefühle ausgelöst hätte. Geld ist für ein Kind etwas Abstraktes, solange es nicht weiss, wie man es in reale Werte umsetzen kann. – Meine Gotte dagegen schenkte mit Phantasie. Von ihr erhielt ich einen Webrahmen mit hübschem buntem Garn, das ich mit Freude zu kleinen Gegenständen verarbeitete. Sie schenkte mir Spiele, Kinderbücher, und sie war es auch, die mir einmal ein heissersehntes Samtkleidchen schenkte, das mir meine Eltern nicht kaufen wollten, und von ihr erhielt ich auch das erste Kinderhandtäschchen, mit dem ich «wie ein richtiges Fräulein» herumspazierte. Ich empfand deshalb nur Mitleid für meine Schulkameradinnen, die von ihrer Gotte regelmässig einen silbernen Löffel oder eine Gabel geschenkt bekamen. Sicher, ein bleibender Sachwert. Ich müsste aber heucheln, wollte ich behaupten, ich hätte mich als Kind je ernsthaft für Silberbesteck interessiert, das irgendwo ungebraucht in einer Schublade ruhte.

Das Horten von wertvollen Gegenständen ist jedoch eng mit dem Sparen verwandt, das ja auch nichts anderes als ein Aufhäufen bedeutet, obwohl besagte Gross-

bank in bewundernswerter Voraussicht schon das Kleinkind in sozialem Denken schult und unter ihr Bild mit dem Sparsäuli auch noch schreibt:

«Wer nämlich im Laufe der Zeit etwa 65 000 Franken erspart und das Geld auf die Bank bringt, stellt der Wirtschaft das Kapital für die Schaffung eines Arbeitsplatzes zur Verfügung.»

Gleich darunter steht gross die Frage: Soll man privat Geld ausleihen? Darauf folgen vier Testfragen, zu denen der Leser Stellung beziehen kann. Nun, die Bank will kaum hören, dass Sie einem Freund, der ein gebrauchtes Auto kaufen möchte, die ihm noch fehlenden 3000 Franken gegen 5 % Zins vorstrecken, oder dass Sie Ihrem 20jährigen Göttibuben 2000 Franken für eine Weltreise leihen. Für solche delikaten Probleme ist eben die Bank da. In Geldangelegenheiten darf sich der Schweizer keinen Dilettantismus leisten, er könnte ja sonst seiner nationalen Tugend untreu werden.

Ich selbst habe in einer Notsituation von einer Privatperson – und keiner reichen – Geld geliehen bekommen, ohne Zins und Schuldschein. Müssen des Schweizers Gefühle beim Portemonnaie oder Bankkonto aufhören? Wie wäre es z. B., wenn einer, dem noch genug bleibt, seinem Göttibuben die Summe für die Weltreise schenken, ja schenken würde? Doch wo soll der Schweizer diese Grosszügigkeit plötzlich hernehmen, wenn er nur das Sparschwein-Denken gelernt hat? Und wie soll das Schweizervolk einem IDA-Kredit zustimmen, wenn der einzelne schon zögert, einem Freund Geld zu leihen?

Wie, wenn es einmal heissen würde, nicht nur das Sparen sei eine lebendige Schweizer Tradition, sondern auch das Geben? Nina

Noch einmal Computer-Kampf

UHs leidvolle Erfahrungen mit Computern (Nr. 5), der Krönung unseres vielgepriesenen Fortschritts, haben mich an eine eigene Begegnung mit diesem Zaubering erinnert. Doch im Gegensatz zu UH bin ich doch tatsächlich einem freundlichen Computer begegnet – einem, der mir, nur eben so, bare vierzig Mark bescherte! Und das kam so:

Ich bin im allgemeinen eine ziemlich lahme, sprich vorsichtige Autofahrerin. Doch eines Tages hat es auch mich erwischt; eine Geldbusse wegen zu schnel-

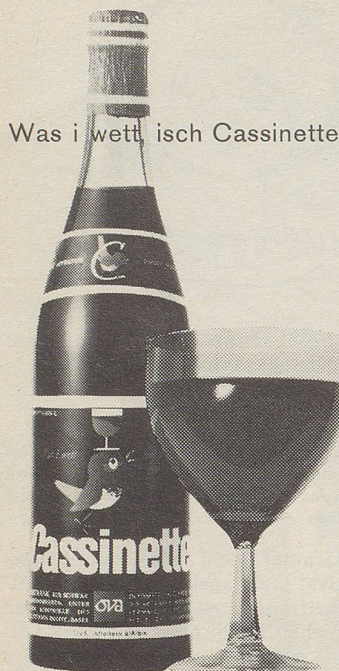
len Fahrens wurde fällig. Reumütig habe ich den geforderten Betrag überwiesen. Am nächsten Tag jedoch kam Mahnung Nr. 1: Wenn Sie nicht binnen ... Ich reagierte nicht, denn ich hatte ja binnen. Mahnung Nr. 2: ... muss eine Haftstrafe verhängt werden. Bevor man verhängt, hänge ich mich ans Telefon und sage dem Fräulein vom Amt, dass mein Geld längst in den öffentlichen Händen ist. Telefonisch, ist die Antwort, sei so etwas nicht zu erledigen. Ich mach's schriftlich. Inzwischen hat der brave Computer Mahnung Nr. 3 ausgespuckt. Seine Drohungen werden massiv, die Frist, die mir vor Antritt meiner Haftstrafe ver-

bleibt, ist nur noch kurz. Ich bestelle mein Haus und sehe dem Unvermeidlichen gefasst ins Auge. Und da geschieht das Wunder.

Dieses gefühllose Etwas namens Computer, mit dem kein noch so freundlicher Briefwechsel möglich war, erkundigt sich höflich nach meiner Kontonummer, da er beabsichtige, mir die Summe von DM 40.– zu überweisen.

Soviel vom zweimal falsch programmierten Computer, der mich erst grundlos mahnt, und mir dann, ebenfalls ohne Grund, die durchaus angebrachte Geldbusse wieder zurückbezahlt. Auch solche Computer gibt's. Brigitte





Was i wett isch Cassinette

Cassinette ist gesundheitlich wertvoll durch seinen hohen Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein **ova**-Produkt

Grabschätze

Wie ich lese, habe der Aarauer Friedhofangestellte G. sein Gehalt auf recht ungewöhnliche Art aufgebessert. Einem Juwelier habe er goldene Zahnplomben und Fingerringe verkauft, die er regelmässig aus der Kremationsasche herausgelesen hatte. Wegen Veruntreuung muss er sich nun vor Gericht verantworten.

Als kürzlich die frischgebackene Witwe N. ihrem verstorbenen Gatten vor der Kremation noch die Goldplomben herausbrechen liess, war männiglich ob ihrer Habgier entsetzt.

Man gebe dem Staat, was des Staates ist. Vordringliche Pflicht des Landesmuseums wäre es nun, ein Plombarium verstorbener Eidgenossen einzurichten, falls nicht vorher ein zweiter Lord Elgin unsere Grabschätze dem Britischen Museum zuhält. *Susi*

Reklame

Du hast so schöne Haare!

Ja, die biologische Pflege mit dem milden Nessol Kräuter-shampoo tut ihnen offensichtlich gut.

Rätsel

Das Spital ist eine eigene Welt mit eigenen Gesetzen, die man erst kennenlernen muss. Als frischgebackene Patientin stand ich, wie meine Leidensgenossen, vor geheimnisvollen Rätseln, deren Lösung ich mir nicht unbedingt zutraute.

Warum zum Beispiel durften die Patienten in den weithin sichtbaren Kasten mit der Aufschrift «abgehende Post» keine frankierten Briefe einwerfen? Weshalb weckte uns die Nachtschwester immer schon in aller Herrgottsfrühe, wenn sie mit Getöse ins Zimmer trat, kurz bevor sie wegging, wohl um nochmals zu schauen, ob wir auch recht gut schliefen...? Ich fragte mich auch, warum wir zwar stets bereitwillig Mineralwasserflaschen bekamen, aber um die Gläser dazu erbittert kämpfen mussten. Immer wurden diese wieder weggeräumt, und wir tranken schliesslich resigniert direkt vom Flaschenhals. (Falls er nicht steril gewesen war, befanden wir uns ja in guten Händen.)

Zu den Rätseln des Betriebs passte auch die Geheimsprache von Aerzten und Schwestern. Dass sie nur mittels Fremdwörtern miteinander verkehren, hat sich ja nachgerade herumgesprochen. Leider kamen dazu noch die unmöglichsten Abkürzungen, bei denen auch alle Kenntnis alter Sprachen nicht zum Verständnis verhalf.

Aerzte und Schwestern redeten jeweils laut zusammen über meinen Kopf hin und her, sandten sich ihre rätselvollen Sprechblasen zu, und ich wusste nie, was das nun auch für mich bestimmt oder nicht. Sollte ich das verstehen, durfte, musste ich oder war es nicht geboten?

So wagte ich nicht, der Rätsel Lösung offen zu verlangen, und zermarterte mir immer nur heimlich das Gehirn, meist vergeblich. Immerhin, hie und da fand ich auch etwas heraus. Damit Sie, lieber Leser, schon etwas vorbereitet sind: LP heisst in der Neurologie nicht Langspiellplatte, sondern Lumbalpunktion.

Annemarie S.

Schulprobleme 1933

Ort: Sekundarschule im Ausenquartier einer Uhrenstadt.

«Wenn unter euch solche sind, die ins Gymnasium übertreten wollen, müssen sie sich jetzt anmelden. Besprecht euch mit den Eltern und meldet euch gegebenenfalls morgen bei mir.» So liess sich unser Klassenlehrer eines kühlen Morgens in der sechsten Klasse vernehmen.

«Wie ist ein Gymnasium?» fragte ich zu Hause. In ein Gym-

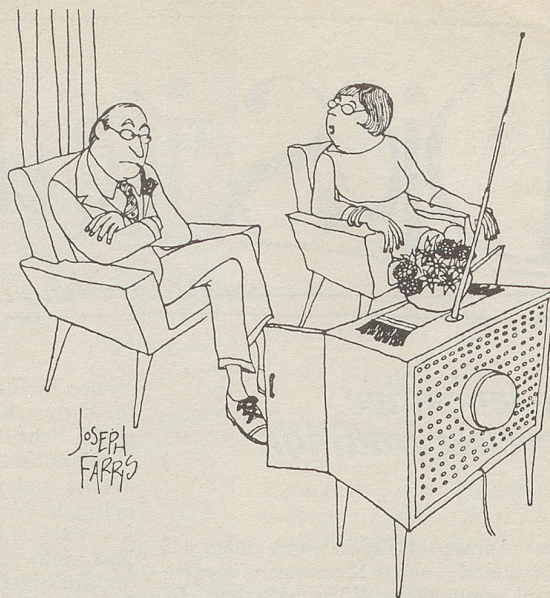
nasium müsse man, bis man fast zwanzig sei, und nachher studiere man. «Was ist studieren?» wollte ich wissen. Das daure dann nochmals etwa zehn Jahre und sei sehr streng. Niemand teilte mir etwas Positives über Bildung mit, und ich ging also nicht ins Gymnasium.

Von der Wirtschaftskrise der dreissiger Jahre war unsere Stadt ganz besonders hart betroffen. Von Jahr zu Jahr mussten wir uns mit weniger Essen, weniger Kleidern, weniger Büchern begnügen. 1933 war es schon so wenig, dass mein gebildeter und aufgeschlossener Vater kein Wort hervorbrachte, als die Gymnasium-Frage fiel. Wenn ich gewünscht hätte, zu gehen, hätte er es mir ermöglicht. Er hätte aber Verwandte um Finanzhilfe bitten müssen, und darum atmete er auf, als die Anmeldefrist vorbei war.

Nur zwei Schüler wechselten von der Quartierschule ins städtische Gymnasium, und weitere Familienväter atmeten auf, unsere Lehrer. Auch ihnen drohte ein Unheil: Wären die Klassenbestände weiter zurückgegangen, hätte man die ganze Schule aufgehoben und die Schüler in die Innenstadt-Klassen verteilt.

Traurige Zustände, nicht? Unsere Lehrer entschädigten uns aber in jeder Hinsicht. Wir bekamen, soweit das in fünf Jahren möglich ist, eine gute Bildung. In jenen schweren Zeiten gab es auch viele private Dramen in den Familien der Schüler. Väterlicher Rat und psychologische Hilfe war jederzeit zu bekommen bei unsern Lehrern. Meine Schulzeit war sehr glücklich und auch sehr fröhlich, trotz allem.

Anna Ida



«Egon, wann hast du zum letztenmal an mich als Sexobjekt gedacht?»

Im Tram

Im Stadtram höre ich eine ältere Frau ganz barsch Buben zurechtweisen, dass sie ihr Platz machen sollen.

Beim Aussteigen sagt einer der Buben zu seinen beiden Kameraden: «Das isch hüt die dritti wo mofflet, es föhnet dänk!» *El. B.*

Rauchen, Uebergewicht und Alkohol

Gegen diese Laster kämpfen nicht nur Götter selbst vergebens – sondern ganz besonders auch Ehefrauen. Das will nicht heissen, dass wir Frauen, sofern wir selber mit einem oder mehreren dieser Laster behaftet sind, nicht dagegen ankämpfen könnten, vielfach mit Erfolg.

Was uns aber nicht gelingt, ist, bei unserem Partner etwas dagegen auszurichten. Wenn der Partner nicht von sich aus mit dem Rauchen aufhören, gegen sein Uebergewicht etwas unternehmen oder dem Alkohol entsagen will, können wir ihm dabei in den wenigsten Fällen helfen. Es ist eine Illusion, wenn wir uns einbilden, uns zuliebe werde ein Mann keine Zigarette, keinen Alkohol und keine Schokolade mehr anrühren. Ganz im Gegenteil, je mehr wir gegen diese Süchte gifteln und hetzen, um so weniger kommt er davon los. Oft muss er damit beweisen, dass er noch immer Herr im Hause ist, auch das kommt vor.

Es verhält sich dabei ähnlich wie mit den Freunden und Freundinnen unserer Jungen, die uns manchmal auch nicht passen. Je mehr wir aber gegen sie hetzen und sticheln, desto mehr drängen wir unsere Söhne und

Darin gibt es offenbar keine echte Partnerschaft, und ich kenne einige Ehen, die daran krankten und kaputtgehen, dass der Partner es immer wieder versucht, gegen die Laster des andern anzukämpfen und dabei nichts anderes erreicht als ein gestörtes Verhältnis und eine ewige Missstimmung. Es scheint schon so zu sein, dass jeder Mensch, ob verheiratet oder alleinstehend, nur für sich selbst verantwortlich ist und sein Leben eben so verbringen will, wie es ihm gefällt, mit dem Risiko, es durch einen frühzeitigen Tod auch zu verkürzen. Hege

Echo aus dem Leserkreis

Mein Samstagmorgen

Liebe Jacqueline, Dein Samstagmorgen-Stossseufzer im Nebi Nr. 8 war auch einst der meine, aber jetzt bin ich im Laufe von zehn Schuljahren als Mutter damit fertig geworden. Ich stehe zwar immer noch zeitig auf, koche Frühstück und treibe die Jungmannschaft an. Aber ich habe in all den Jahren meinen Geist (und auch das weniger willige Fleisch) so trainiert, dass ich mich um so mehr wieder aufs warme Bett freue, je nasser oder nebliger es draussen ist. Der Genuss des nochmals Hineinkriechens ist doch mindestens so gross wie das Liegenbleiben überhaupt.

Und scheint an einem Samstagmorgen gar einmal wieder zufällig die Sonne, so mache ich im Winter einen Morgenspaziergang mit Hund (das begeisterte Wedeln des Schwanzes entschädigt mich für die frühe Aufstehstunde mehr als genug) – oder ich benütze während der Sommerzeit die Morgenstunden zur Gartenarbeit – getreu dem berühmten Sprichwort. Was glaubst Du, wie zufrieden ich am Zmorgentisch sitze, wenn schon das ganze Rosenbeet gejätet worden ist!

Zum Schluss möchte ich Dir als Schulkommmissionsmitglied noch sagen, dass es bei bestem Willen andererseits kaum möglich sein wird, die vier Samstags-Lektionen in einen 5-Tage-Weekenplan einzubauen, es sei denn auf Kosten des freien Mittwochnachmittags. *Leni*

Jacquelines Klage über ihren Samstagvormittag (Nr. 8) hat mich als Bauernfrau erheitert. In den bald dreissig Jahren unserer Ehe

habe ich mir angewöhnen müssen, täglich, auch samstags und sonntags, früh aufzustehen. Auch in meinem Bett ist es am Morgen immer am wärmsten. Aber trotzdem, die Pflicht ruft, und es ist ja nur schlimm, bis man auf den Beinen steht. Jacqueline kann sich trösten, wenn ihre Kinder einmal gross sind, kann auch sie den Samstagmorgen im Bett geniessen. Für die Bauernfrauen wird es noch lange so bleiben wie bisher; ausgenommen, es würde irgendeinem hellen Kopf gelingen, EWG-Kühe zu züchten, welche man nur noch fünf Tage in der Woche zu füttern und zu melken brauchte.

Mariann

TV-Ansager(innen)

Liebe Nina, mit Deinem Beitrag «Fortschritt beim Radio» im Nebi Nr. 8 hast Du mir aus dem Herzen gesprochen. Auch ich freue mich jedesmal, wenn zur Abwechslung endlich eine weibliche Stimme am Radio Nachrichten liest oder eine politische Sendung leitet. Zu Ursula Hürzeler gesellt sich ja auch noch Eleanor von Kauffungen.

Anders ist es leider beim Fernsehen. Dort gibt es noch keine Nachrichtensprecherinnen. Einzig beim «Blickpunkt Region» darf ab und zu Heidi Abel auf den Bildschirm.

Apropos Fernsehen: Warum gibt es dort keine männlichen Ansager? Ich würde ganz gern auch einmal einen hübschen Mann ansagen sehen anstatt eine Frau. Und warum müssen eigentlich die Ansagerinnen immer aussehen wie aufpolierte Puppen (eine Stunde lang werden sie jeweils vor ihrem Auftritt geschminkt und frisiert, habe ich einmal gelesen)? Und warum sitzen sie immer so unnatürlich und unbeweglich vor der Kamera? Ausser einem gekünstelten Lächeln und einem Augenaufschlag scheint ihnen keine Bewegung zugestanden zu sein?

Anne-Marie

Trotz Direktorensessel

Liebe Omalie, beim Lesen Deiner «Schienenträume» (Nr. 7) musste ich anfangs lächeln, dann aber immer mehr staunen. Warum versprühst Du soviel Gehässigkeit in Deinem Artikel?

Ich bin zufällig mit einem der von Dir so angefeindeten Direktoren verheiratet, und ich kann Dir versichern, dass bei ihm keine Deiner «humorvollen» Bemerkungen zutreffen. Ich lernte ihn als bescheidenen, liebenswerten Studenten kennen, und auch noch heute ist er, trotz Direktorensessel, der gleiche geblieben. Es käme ihm wahrhaftig nie in den Sinn, über einen Mitmenschen die Nase zu rümpfen, genau wie es für ihn Mitarbeiter und niemals Untergebene gibt. Natürlich muss ich zugeben, dass er nur selten als eingepferchter Stegast die öffentlichen Verkehrsmittel benützt. Dies aber nicht, weil er mit einem vierrädrigen Bruttosozialprodukt auf den Strassen herumflitzt, sondern weil seine Arbeitszeit sehr oft vor dem morgendlichen Gedränge beginnt, und sein Feierabend anfängt, wenn die grosse Menge der Arbeitnehmer schon gemütlich beim Nachessen oder vor dem Fernseher sitzt.

Th, H.



«Du übertreibst; du weißt genau, wie schlank ich war, als wir heirateten!»